

Kein schöner Land

Bei der Preisverleihung für „No Other Land“ auf der Berlinale fiel das Wort „Apartheid“, die westliche Kulturwelt erging sich in heftigen Debatten. Und was sagen die Menschen am Drehort? Ein Besuch zur Film- premiere im Westjordanland.

Von Tomas Avenarius

SZ vom 15.03.2024, S. 15 <https://epaper.sueddeutsche.de/webreader-v3/index.html#/857008/15>

Basel Adra steht mit seinem Bruder neben der Zapfsäule, es riecht nach Benzin. Es ist warm. Die Brüder haben Durst, der Magen knurrt. Es ist Ramadan, Fastenmonat. „Ja, klar bin ich aufgeregt“, sagt Basel Adra. „Was werden die Menschen im Dorf über den Film sagen? Werde ich ihnen gerecht?“ Basel belädt sein Auto, er muss den Abend organisieren, wann zeigen sie in Twaneh schon mal einen Film. Und dann so einen. Sein älterer Bruder Salem setzt sich auf den verschlissenen Sessel vor dem Haus ihres Vater, der die Tankstelle im Dorf betreibt. Eine Zapfsäule auf einem Betonsockel, direkt vor dem Haus. Keine Kasse, kein Laden, nichts. Es ist die einzige Tankstelle in der Umgebung.

Salem Adra weiß, was der Bruder empfindet. Der 29-Jährige hat dem 27-Jährigen geholfen, den Film zu drehen. Was die palästinensisch-israelische Dokumentation „No Other Land“ zeigt, ist Basels Leben, ist Salems Leben, ist das Leben der ganzen Familie Adra. Und das Leben der etwa 3000 Menschen im Dorf Twaneh dazu. Die Bewohner werden „No Other Land“ an diesem Abend das erste Mal sehen, nach dem Fastenbrechen. Deshalb ist Basel nervös. Deshalb macht Salem sich Gedanken.

In Berlin, London, Paris und New York haben sie über „No Other Land“ gesprochen, gestritten. Nicht über den Film selbst. Der war in Berlin. Gewinner des Berlinale Dokumentarfilmpreises, da gab es offenbar wenig Zweifel. Aber die Regisseure, der Palästinenser Basel Adra und der jüdische Israeli Yuval Abraham – sie lösten mit ihrer Dankesrede heftigsten Streit aus. Der 7. Oktober und die 1200 getöteten Israelis, die 243 Geiseln – kein Wort davon in der Rede. Aber dafür zum Sterben der 30 000 Palästinenser in Gaza, das dem Hamas-Terror im israelischen Bombenhagel folgte. Und dann fiel das eine Wort: „Apartheid“.

Aber dazu später. Der Film „No Other Land“ spielt in Twaneh und den 18 Weilern drum herum und nicht in Berlin. Die Palästinenser nennen die Orte um Twaneh Masafer Yatta. In den internationalen Nachrichten wird die Gegend meist „South Hebron Hills“ genannt,

die Hügel südlich von Hebron. Abrahams Grab ist ganz in der Nähe. Der Stammvater der Juden ist auch der Stammvater der Muslime und Christen. Eigentlich ein versöhnlicher Gedanke. Aber Versöhnung ist da keine.

Masafer Yatta. Zwischen den arabischen Dörfern grüne Hügel, Felsen, Weiden, Olivenhaine. Ein Hahn kräht in Twaneh, Schafe blöken, ein Esel schreit. Der Geruch von Ziegen liegt in der Luft. Kinder tollen über die Straße. Twaneh wäre eine Idylle, läge nicht gegenüber die jüdische Siedlung Maon. Man sieht sie von der Zapfsäule aus. Maon ist nicht groß. Ein paar Häuserreihen, versetzt, verschachtelt. Zäune, Scheinwerfer, israelische Flaggen. Offenes Land drum herum. Das die Palästinenser nicht betreten dürfen, obwohl es ihnen gehört. Wenn sie es tun, kommen die Siedler, treiben die Schafe weg, schlagen die Hirten. Wie es zugeht, wenn Siedler ein palästinensisches Dorf überfallen, zeigt der Film in einer der härtesten Szenen. Die Männer mit den Schläfenlocken schmeißen Scheiben ein, zerstören Treibhäuser, zerschlagen Solarpaneele, hacken Olivenbäume um. Wehren können die Araber sich nicht. Die Siedler sind bewaffnet, ihre Siedlungen werden von der Armee bewacht. Eine Filmszene zeigt die Siedler, mit Steinen und Knüppeln in den Händen. Die Siedler haben sich weiße Tücher um den Kopf und vor das Gesicht geschlungen. Sie sehen aus wie die Kapuzenmänner vom Ku-Klux-Klan. Die Siedlung Maon hat zwei Außenposten. Außenposten sind illegale Siedlungen, die irgendwann legalisiert werden. Das ist das Prinzip der Siedlungspolitik: Angeblich ungenutztes Land wird von einer Handvoll radikaler Siedler besetzt. Sie stellen Container auf, bringen einen Wasserwagen, leben wie auf dem Campingplatz. Irgendwann wird die auch nach israelischem Recht illegale Ortschaft legalisiert, werden Häuser gebaut, entsteht die nächste legale Siedlung. Sie wird de facto zu einer israelischen Ortschaft auf völkerrechtswidrig besetztem palästinensischem Gebiet. Basel Adra sagt: „Als ich ein Kind war, gab es 100 000 Siedler im Westjordanland. Heute sind es 700 000. Wann hört das auf?“

Masafer Yatta ist nicht irgendein Ort. Die Bewohner kämpfen seit mehr als zwanzig Jahren um ihr Land. Es wurde damals von der Justiz enteignet. Die Menschen sollten in die Stadt gehen, nach Yatta. Doch viele von ihnen kehrten zurück in ihre Dörfer. Wenn die Häuser abgerissen waren, lebten sie mit ihren Familien in Höhlen, die Hügel sind voll davon. Nachts bauten die Bauern ihre Häuser wieder auf, über den Höhlen, davor, daneben. Unter den Augen der Armee und der Siedler, die sie wieder einrissen.

Es war ein Kreislauf der Gewalt. Widerstand über Generationen. Der Vater der Adras, die Söhne. Deren Kinder werden dasselbe tun. Und andere auch. „No Other Land“ zeigt dieses Leben in Masafer Yatta, zeigt die Leiden der palästinensischen Bauern und Hirten.

„Mein Vater ist Aktivist, obwohl er nicht gebildet ist“, sagt Basel Adra, der erst Jurist geworden ist, dann Journalist und Filmemacher. „Mein Vater trieb sein Vieh auf die Weiden der Siedler. Das war sein Widerstand, sein Aktivismus. Er baute auch die Tankstelle vor unser Haus, um den Menschen das Leben zu erleichtern.“

Als Adra fünf war, wurde der Vater das erste Mal verhaftet. Danach kam die Armee oft. Jetzt ist Basel Adra an der Reihe – sie wollten ihn schon mehrmals festnehmen. Alles allein wegen des Streits um das Land. Zwischen Twaneh, der Siedlung Maon und den illegalen Außenposten liegt ein Schießplatz der Armee. Die Soldaten üben dort mit Panzern und Kanonen. Manchmal ist es so laut, dass Salem Adra und seine zwei Kinder nachts nicht schlafen können. Die Einrichtung des Schießplatzes habe nur der Landnahme gedient, sagt Oriël Eisner. „Sie besetzten Flächen, engen die Palästinenser immer weiter ein.“

Der 33-jährige Eisner ist ein Freund der Adras, ein jüdisch-amerikanischer Aktivist. Er unterstützt die Bauern und Hirten, so wie Dutzende andere israelisch-jüdische Aktivisten. Sie leben ein paar Wochen in den Dörfern, bieten den Palästinensern als israelische Staatsbürger Schutz vor Armee und Polizei. Eisner weiß, wie Landnahme funktioniert. Seit einiger Zeit, sagt er, werde Wein angebaut. Wachsen die Reben, wird das angeblich ungenutzte Weideland der Hirten dank der Weinstöcke zu Siedlerland.

Die Landnahme mittels Weidewirtschaft sei neu. Sie funktioniere aber noch besser. „Ein paar Schafe reichen“, sagt der Aktivist. Die Siedler treiben die Tiere auf die Weiden der Palästinenser. Wenn die auf ihr Land wollen, kommen die Siedler. Sie haben Gewehre in der Hand und die Armee hinter sich. Eisner sagt über den Kniff mit der Weidewirtschaft: „Wenig Aufwand, großer Effekt.“

Der Aktivist steht im Hof der Schule von Twaneh, wo die Dorfbewohner und die Aktivisten die Stühle für den Filmabend am Abend aufstellen. Vorn ein riesiger Bildschirm, die palästinensische Flagge als Bildschirmschoner, rot, schwarz, weiß, grün. Eisner sagt, es gehe darum, die Palästinenser auf immer kleinerem Raum einzuengen. Ihre Bewegungsfreiheit verringern, die Lebensgrundlage entziehen. „Die Siedlungspolitik“, so der Aktivist, „ist ethnische Säuberung. Das ist Vertreibung.“

In Twaneh drängt sich alles auf engstem Raum. Vom Dorf zur Siedlung sind es Luftlinie keine 500 Meter. Zum nächsten Vorposten auf dem Hügel vielleicht 600 Meter. Der Truppenübungsplatz – kein Kilometer entfernt. Die Juden und die Palästinenser, die Siedler

und die Dörfler – sie hassen sich. Aber sie sind Nachbarn. „Scheißnachbarn sind das“, sagt Salem Adra.

Sein Bruder und die anderen Filmemacher haben fünf Jahre lang gedreht. Meist offen, manchmal heimlich. An einigen Stellen wird ihnen die Kamera aus der Hand geschlagen. Dann wackeln die Bilder, brechen die Szenen ab. Die Bilder sind hässlich, brutal: Soldaten umstellen Dörfer. Bagger fahren vor. Die Ungetüme heben die Dächer der Häuser mit ihren Stahlschaufeln in die Luft wie Papierzelte, drücken Wände nieder, reißen Stockwerke ein. Die Bagger zerquetschen Gewächshäuser, Hühnerställe, Spielplätze, zerbrechen die Leitungsrohre der Bewässerungsanlagen. Betonmischer lassen flüssigen Beton in Brunnen und Quellen rinnen. Die Frauen und Männer aus dem Dorf, die sich vor ihre Häuser stellen wollen, werden zur Seite gedrängt, verjagt. Ein Junge, vielleicht 14, geht dazwischen: „Das ist unser Land.“ Ein Offizier schnauzt: „Verschwinde! Wir erfüllen das Gesetz.“

Die Moschee, die Schule, das Lagerhaus: Trümmer. Die Bewohner ziehen Matratzen, Decken, den Fernseher aus dem Schutt. Das Küken, das überlebt hat im zusammengestürzten Hühnerstall. Als die Bagger eine Schule zerstören wollen, sitzen die Kinder auf den Schulbänken, es ist ihre Art des Protests. Sie fliehen durch das Fenster, Bücher und Hefte in der Hand. Die Baggerschaufel hebt sich. Dann ist es vorbei mit Unterricht, Bildung, einer Zukunft.

Auf der Berlinale in Berlin ist der Film mit Grund ausgezeichnet worden: Er ist nahe dran an der Realität. Der Unterton mag aktivistisch sein. Aber nur wenig ist überzeichnet, nichts ist erfunden. Dennoch gab es Streit. Der Palästinenser Basel Adra sagte, ihm falle es schwer, in Berlin zu feiern, während „in Gaza Zehntausende abgeschlachtet“ würden. Dass er nicht von den jüdischen Opfern des 7. Oktober sprach, wurde ihm zum Vorwurf gemacht. Er sagt: „Ich lehne Gewalt gegen Zivilisten ab. Ich kämpfe mit der Kamera. Wir haben den Film vor dem 7. Oktober abgedreht. Er handelt vom Leben im Westjordanland. Er spielt nicht in Gaza.“

Der jüdische Israeli Yuval Abraham sprach auf der Bühne über das, was er begriffen hatte in den fünf Jahren, in denen sie den Film gedreht hatten. Er könne kommen und gehen – in Israel, im Westjordanland. Adra könne das nicht. Er darf das Westjordanland nicht verlassen. Der Israeli lebt unter zivilem Recht, der Palästinenser untersteht der israelischen Militärjustiz. Abraham nannte diese Ungleichheit auf der Biennale-Bühne: „Apartheid“. Basel

Adra sagt, die Kritiker sollten nach Masafer Yatta kommen, sich umsehen. „Wenn es ein treffenderes Wort dafür gibt als Apartheid, sollen sie es mir nennen.“

Vielleicht sollte man wirklich weniger debattieren und sich lieber im Westjordanland umschauen. In Twaneh leben die Protagonisten des Filmes. Die Gebäude, die niedergerissen und wieder aufgebaut wurden, alles ist da. Die Höhlen, in denen die Familien bis heute leben. Die zwei Palästinenser, die von Soldaten und Siedlern niedergeschossen wurden, man kann sie treffen. Jedenfalls den einen, der lebt. Der andere ist tot. Man kann aber seine Mutter sprechen, Umm Harun. Sie zeigt das Zimmer, in dem Harun al-Amra nach drei Jahren Siechtum gestorben ist. Querschnittsgelähmt, mit 24 Jahren. Ein Soldat hatte ihm in den Hals geschossen, weil er seinen Generator nicht hergeben wollte. Die Soldaten wollten das Gerät konfiszieren.

Umm Harun zeigt das Krankenzimmer in der weiß gestrichenen Höhle, in die sie das Bett ihres Sohnes gestellt hatte. Es ist kein Pflegebett, es ist ein einfaches Bett, wie in einem Jugendzimmer. Im Film tragen die Geschwister Harun al-Amra auf einer Woldecke an die frische Luft, auf den Hof. Sein gelähmter Körper hängt durch wie eine verkochte Nudel. Die Mutter weiß, dass ihr Sohn mit guter medizinischer Versorgung länger hätte leben können. Aber die gibt es in Twaneh nicht. „Mein Sohn ist tot“, sagt sie. „Die Besatzung muss enden. Wir wollen unsere Freiheit.“

Den Film „No Other Land“ will Umm Harun nicht sehen: „Ich ertrage die Bilder nicht.“ Aber Zakaria Adra, der wird kommen. Obwohl der 29-Jährige kaum laufen kann. Der Cousin von Basel und Salem Adra wurde vor fünf Monaten niedergeschossen, keine Woche nach dem 7. Oktober. Es gibt ein Video, Basel Adra hat es gedreht. Zakaria Adra läuft mit zwei Männern die Straße an der Moschee hoch. Das ist mitten im Dorf. Sie tragen keine Waffen, sie greifen niemanden an.

Man sieht, wie ein Siedler den Hang herunterrennt. Ein paar Meter hinter ihm ein Soldat. Er hat es nicht eilig. Der Siedler stößt Zakaria Adra den Gewehrkolben vor die Brust, schießt ihm in den Bauch. „Er hat geschrieen, Hau ab, hau ab“, sagt Adra. „Dann hat er geschossen.“ Der Bauarbeiter lag sechs Wochen auf der Intensivstation, wurde sieben Mal operiert. Sein Darm ist zerstört, er bekam einen künstlichen Ausgang. Arbeiten können wird er nie wieder. Wie er seine vier kleinen Kinder ernähren soll, weiß er nicht.

Als der Film endet auf dem Schulhof und wieder die Palästinenser-Flagge auf dem Bildschirm erscheint, applaudieren die Zuschauer lange. Dann stehen einige Aktivisten auf,

klatschen stehend weiter. Zögernd erheben sich auch die Anwohner von Masafer Yatta, die Bauern und die Hirten. Auch sie klatschen im Stehen weiter. Manche hatten Störaktionen der Siedler befürchtet, doch die sind ausgeblieben, vielleicht wegen der anwesenden Journalisten und Kameras. Standing Ovations in Twaneh, ein kleiner Sieg nach vielen Niederlagen. Salem Adra, der Bruder des Filmemachers, sagt: „Das zu sehen, war großartig. Das ist unsere Wirklichkeit. So leben wir.“